

## II.C.23. „Diskurs und Kommunikation“

Der deutsche Text wurde veröffentlicht in:

*neue hefte für philosophie* [sic!] 11: *Philosophische Psychologie*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1977, S. 1-25.

Deutsche Übersetzung von:

„Discours et communication“ (II.A.348.), in: *La communication II. Actes du XV<sup>e</sup> Congrès de l'Association des Sociétés de Philosophie de Langue Française*. Montréal 1971, Montréal, Montmorency, 1973, S. 23-48. Wiederabgedruckt in: *Paul Ricœur*, Paris, Éditions de l'Herne, 2005, p. 51-67.

Der Name der deutschen Übersetzung ist nicht überliefert.

Der Text gibt den Eröffnungsvortrag für den Kongress der „Association des sociétés de philosophie de langue française“ (ASPLF; Vereinigung der französischsprachigen Philosophiegesellschaften) wieder, der 1971 zum Thema „Kommunikation“ in Montreal stattfand.

Die ASPLF wurde 1937 an der Sorbonne gegründet. Sie vereint alle französischsprachigen Philosophiegesellschaften und veranstaltet alle zwei Jahre einen Kongress. Von 1969 bis 1980 war der Vorsitzende der ASPLF Professor Fernand Brunner (1920-1991) von der Universität Neuchâtel. In dem Kongressband befindet sich auch an die Vorträge von Ricœur und Derrida anschließende Diskussion, in der Ricœur Derridas Grundbegriffe scharf kritisiert (ebd., S. 393-431).

Die Zeitschrift *neue hefte für philosophie* wurde 1971 von Rüdiger Bubner (1941-2007), Konrad Cramer (1933-2013) und Reiner Weil (1929-2010) gegründet; sie erschien mit einer bis zwei Nummern jährlich bis 1995. Die drei Gründer und Herausgeber waren eng mit Hans-Georg Gadamer verbunden. Jede Nummer wurde einem bestimmten Thema gewidmet und umfasste meist vier Beiträge. Im Heft 11 (1977) wurden neben dem Aufsatz von Paul Ricœur Beiträge des schweizerischen Philosophen Peter Bieri (geb. 1944, damals Professor in Bielefeld), des australischen Philosophen David M. Armstrong (1926-2014) und des deutschen Psychologen Theo Herrmann (1929-2013) veröffentlicht.

# neue hefte für philosophie

## Philosophische Psychologie?

Beiträge von:

Paul Ricœur

Peter Bieri

David M. Armstrong

Theo Herrmann

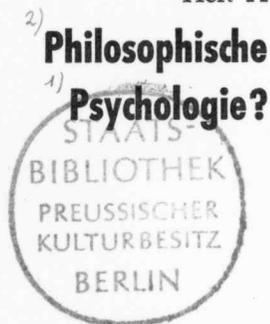
Herausgeber:

Rüdiger Bubner

Konrad Cramer

Reiner Wiehl

11



Heft 11

Paul Ricœur  
Diskurs und Kommunikation Seite 1—25

Peter Bieri  
„Philosophische Psychologie“  
Überlegungen zu einer Begriffsbildung  
Seite 26—81

David M. Armstrong  
The Causal Theory of the Mind  
Seite 82—95

Theo Herrmann  
Zur Netzwerk-Struktur der psychologischen Wissenschaft Seite 96—114

Die nächsten Hefte behandeln folgende Themen:

Heft 12: **Marx' Methodologie**

Beiträge von H. F. Fulda / W. Diederich, E. M. Lange, L. Nowak, M. Theunissen.

Heft 13: **Zur Zukunft der Transzendentalphilosophie**

Beiträge von R. Chisholm, M. S. Gram, St. Körner, H. Krings, L. B. Puntel, R. Rorty.

Folgende Hefte sind in Vorbereitung:

Spinoza 1677—1977

Recht und Moral

Die Aktualität der Antike

Es liegen vor: Heft 1: **Phänomenologie und Sprachanalyse**. 107 Seiten — Heft 2/3: **Dialog als Methode**. 171 Seiten — Heft 4: **Theorie literarischer Texte**. 139 Seiten — Heft 5: **Ist eine philosophische Ästhetik möglich?** 138 Seiten — Heft 6/7: **Tendenzen der Wissenschaftstheorie**. 168 Seiten — Heft 8: **Semantik und Ontologie**. 95 Seiten — Heft 9: **Handlungstheorie**. 160 Seiten. — Heft 10: **Moderne Sophistik**. 111 Seiten.

Die „Neuen Hefte für Philosophie“ erscheinen in unregelmäßigem Abstand, mindestens aber zweimal im Jahr. Anschrift der Redaktion: 69 Heidelberg, Marsiliusplatz 1. In den Heften sind keine Buchrezensionen vorgesehen.

**Preis dieses Heftes:** 19,80 DM; Subskriptionspreis (bei Abnahmeverpflichtung für mindestens 3 aufeinanderfolgende Hefte): 17,50 DM zuzüglich Porto. Kündigung der Subskription nach Ablauf der Abnahmeverpflichtung ist innerhalb von sechs Wochen nach Auslieferung eines Heftes möglich. Für unsere Preise ist ausschließlich unsere jeweils gültige Preisliste verbindlich.

© Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1977. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten. Satz und Druck: W. Röck, Weinsberg, Buchbinderarbeit: Hubert & Co., Göttingen.

ISSN 0085-3917

Neue Hefte für Philosophie, Heft 11

## Diskurs und Kommunikation

PAUL RICŒUR / Paris

### 1. Zur Problematik der Kommunikation

Der Philosoph und Sprachwissenschaftler (dem ich auch den Kommunikationssoziologen zur Seite stelle) nehmen bezüglich der Kommunikation gegensätzliche Positionen ein. Für den Sprachwissenschaftler ist die Kommunikation ein Faktum, sie ist die Gegebenheit, die seine Wissenschaft erst ermöglicht. So macht Roman Jakobson in einem Beitrag<sup>1</sup>, der im Jahre 1960 eine interdisziplinäre Konferenz über „Linguistik und Poetik“ beschloß und sich mit den „konstitutiven Faktoren jedes Redevorgangs, jedes Aktes verbaler Kommunikation“ befaßt, sechs Faktoren namhaft: „Der Sender sendet eine Nachricht an den Empfänger. Zur Erfüllung ihrer Funktion bedarf die Nachricht zunächst eines Kontextes, auf den sie verweist . . . Des weiteren erfordert sie einen Kode, der entweder ganz oder wenigstens teilweise dem Sender und dem Empfänger gemeinsam ist . . . Schließlich benötigt die Sendung einen Kontakt, einen physischen Übertragungskanal und eine psychologische Verbindung zwischen dem Sender und dem Empfänger“. Das sind die „unabdingbaren Faktoren jeder verbaler Kommunikation.“ Was die Kommunikation als solche anlangt, so stellt sie kein eignes Problem dar. Man bezeichnet sie einfach, wie gesagt, als „Redevorgang“, „Akt verbaler Kommunikation“; kurz, Kommunikation ist das, was sich tatsächlich zwischen den Menschen abspielt.

Kommunikation zu erklären, bedeutet zu verstehen, wie diese sechs Faktoren ineinander und zusammen spielen, d. h. ihre Korrelation mit entsprechenden linguistischen Funktionen und die Akzentverschiebungen innerhalb dieser Funktionen nach Maßgabe der Verschiedenheit der Nachrichten zu verstehen. „Die sprachliche Struktur einer Nachricht“, sagt Jakobson, „hängt vor allem von der Funktion ab, die für die Nachricht die bestimmende ist“. Jakobson zählt folgende Funktionen auf: 1. Die referentielle Funktion, bei der der Nachdruck auf dem Kontext liegt; 2. die emotive Funktion, die vom Sender ausgeht; 3. die konative Funktion, die sich am Empfänger orientiert; 4. die

(Die Übersetzung gibt einen unwesentlich gekürzten Vortrag wieder, der vor dem XV. Kongreß der Sociétés de Philosophie de Langue Française gehalten wurde).

<sup>1</sup> In: Th. Sebeok, Ed., *Style in Language*, Cambridge/Mass. 1960, 353.

phatische Funktion, bei der Nachrichten wesentlich dazu dienen, Kommunikation herzustellen, fortzusetzen oder zu unterbrechen; 5. die meta-linguistische Funktion, bei der der Diskurs sich auf den Kode selbst bezieht, schließlich 6. die poetische Funktion, bei der das Gewicht auf die Nachricht als solche, rein als Botschaft genommen, fällt. Hierzu bemerkt Jakobson, daß diese Funktion, die die sinnliche Erfahrbarkeit der Zeichen herausstellt, gerade dadurch „die fundamentale Dichotomie zwischen Zeichen und Gegenständen vertieft.“<sup>2</sup> Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Kernpunkt dieser Analyse ist: der Sender sendet eine Nachricht an den Empfänger. Das geschieht, findet einfach statt und wir verstehen ohne weiteres, was all diese Worte „Nachricht“, „Sender“, „Empfänger“, „Sendung“ bedeuten. Man kann dieses Schema komplexer gestalten durch Hinzufügung von „Code“, „Kontext“, „Kontakt“. Unter die ursprünglich gegebene Dualität der Gesprächspartner und der Nachricht, die die Distanz zwischen ihnen überwindet, kann man jedoch nicht heruntergehen. Sprachwissenschaft gibt sich die Kommunikation als das primäre Faktum vor und bestimmt dessen Komponenten, Faktoren und Funktionen. Völlig zu Recht nimmt sie Kommunikation als gegeben hin. Es ist nun einmal eine Tatsache, daß Nachrichten übermittelt werden – sogar das Mißverständnis ist nur eine Fehlleistung beim Austausch von Nachrichten, der auf die eine oder andere Art immer schon stattfindet. Kommunikation ist in dieser Hinsicht das *primäre Faktum*, von dem aus es allererst so etwas wie Wissenschaft gibt.

Ganz anders jedoch verhält sich Philosophie gegenüber der Kommunikation. Für sie ist nichts selbstverständlich, alles wird ihr vielmehr zum Rätsel. Nehmen wir den Satz Jakobsons wieder auf: „Der Sender sendet eine Nachricht an den Empfänger“. Was Kommunikation hier für den Philosophen zum Problem werden läßt, ist zunächst die dyadische Verfassung, die Doppelung der Gesprächspartner, kurz: ihr jeweiliges Sein als ein Anderer. Von vorneherein haben wir damit eine Sprachsituation hinter uns gelassen, in der es bloß Sprache (*langue*) ohne einen Sprecher gibt. Darüber aber sollte sich gerade der Sprachwissenschaftler wundern; hat doch seine Wissenschaft zur Zeit von Ferdinand de Saussure mit der Einklammerung der „parole“ begonnen, um die Sprache auf einem Abstraktionsniveau zu betrachten, wo sich die Frage „Wer spricht“ gar nicht stellt. Die Sprache ohne Sprecher, das ist der ursprüngliche Gegenstand der Sprachwissenschaft. Kommunikation hingegen ist etwas ganz anderes. Der harmlose Satz

<sup>2</sup> A.a.O. 356.

Jakobsons hat uns dazu verleitet, die Stufe des Diskurses zu überspringen (ich verwende den Ausdruck „Diskurs“ vorläufig als Äquivalent für den Ausdruck „Parole“ im Sinne Saussures) – lediglich die Ausdrücke „Redevorgang“ und „Akt verbaler Kommunikation“ deuten jene Stufe an. Ist die Schwelle jedoch einmal überschritten, sind die Protagonisten zwei, d. h. Andere. Dieser Sachverhalt wirft solange keine Probleme auf, wie sich das Verständnis innerhalb der Umgangssprache bewegt. Die Reflexion bleibt ausgeschlossen und wird sogar verhindert durch die quasi physikalische Vorstellung eines Senders und eines Empfängers, eines physischen Kanals und einer psychologischen Verbindung, die ihrerseits nach dem Modell physikalischer Transmission gedeutet wird. All dies sind jedoch Vorstellungen, die Verwechslungen zwischen der Sprache der Linguistik und derjenigen einer physikalischen Theorie von Kommunikation begünstigen.

Ich möchte die These vertreten – und es ist dies die erste Entscheidung philosophischer Natur, die ich zu Beginn meiner Überlegungen treffe –, daß Kommunikation nur dann wirklich Problem wird, wenn man mit jeder Art quasi physikalischer Vorstellung von Nachricht, ihrer Kodierung und Dekodierung bricht und statt dessen mit Leibniz und Husserl die Idee zweier Monaden bildet, das heißt zweier Reihen psychischer Ereignisse, von denen keines der jeweils anderen Reihe angehören kann. Die durch die Zusammenstellung erforderte Dyade kontinuieriert sich als solche, wenn die beiden Ereignisreihen jeweils als Ganze begriffen werden, die miteinander keine Berührungspunkte haben, also geschlossene Reihen sind. Dann – und nur dann – wird Kommunikation zum Problem, zum Rätsel, zum Wunder. Denn der Gedanke, mit dem die Reflexion beginnt, ist nicht der einer Kommunikation, sondern just der einer *Unmöglichkeit der Kommunikation zwischen den Monaden*.

Die Kommunikation wird nun für das Nachdenken zu einem Paradox, das von der Alltagserfahrung und der gewöhnlichen Umgangssprache verdeckt und von der Kommunikationswissenschaft überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wird. Es besteht darin, daß Kommunikation ein Überschreiten im genauen Sinn von Überschreiten einer Grenze oder, besser noch, Überwinden einer eigentlich unüberwindlichen Distanz ist. Diese Überschreitung ist in allen Faktoren und Funktionen, die Roman Jakobson nennt, impliziert; sogar die von ihm verwendeten Worte weisen davon noch Spuren auf. Man denke bloß an solche Begriffe wie „Übermittlung“, „Nachricht“, „Sender“, „Empfänger“, von „Kontakt“ ganz zu schweigen. Auch die anderen Faktoren deuten eine Überwindung an. Der Kode selbst, soweit er ohne weiteres als „gemeinsam“ definiert wird, und schließlich der Kontext als Bezugsrahmen, der in einer monadischen Theorie das absolute

Außen, mithin die Überschreitung selbst darstellt. Unsere Aufgabe zeichnet sich also ab. Wir müssen den Diskurs als eine Überwindung der Unmöglichkeit der Kommunikation zwischen den verschiedenen Monaden verstehen.

Vor der näheren Behandlung dieses Problems möchte ich jedoch auf zwei Einwände eingehen. Man wird sicherlich die Frage aufwerfen, ob es notwendig war, bei der Einführung des Diskurses als Bedingung der Möglichkeit von Kommunikation sich bis zur transzendentalen Monadentheorie zu erheben und so die an und für sich banale Tatsache der Kommunikation in Richtung auf ein Paradox hin zu dramatisieren. Dazu ist zu sagen, daß die Kommunikation überhaupt erst zum Problem wird durch die transzendente Überlegung, die sowohl den natürlichen und schlechthin selbstverständlichen Charakter der Kommunikation, wie auch deren naturalistisch-physikalistische Deutung aufhebt. Nur wenn man sich bis zum Standpunkt des Bewußtseins als einem transzendentalen Felde und einer systematisch geschlossenen Verknüpfungseinheit vorwagt, wird die Kommunikation zum Problem. Zweifellos hätte man die Theorie des Diskurses auch ohne den Weg über die Monadenlehre direkt angehen können und in gewissem Sinne ist sie auch, was ihre deskriptiven Züge betrifft, davon unabhängig. Aber der Sinn der transzendentalen Überlegung, welche die Monadenlehre einführt, liegt darin, der Theorie des Diskurses von Anfang an einen logischen und phänomenologischen Spielraum zu sichern, der keineswegs der der Natur ist. Nur um diesen Preis kann der Diskurs die Kommunikation fundieren, die ihrerseits aufhört, selbstverständlich zu sein.

Derselbe Einwand kann jedoch in einer noch radikaleren Form vorgebracht werden. Man wird sagen, daß der Zugang über eine transzendente Überlegung nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich sei. Auf diesem Wege entgehe man zwar dem Naturalismus und Physikalismus, falle aber in einen transzendentalen Psychologismus zurück, der mit Ausdrücken wie „Bewußtsein“, „psychisches Ereignis“ lediglich den von der gesamten modernen Sprachwissenschaft abgelehnten „Mentalismus“ wiedereinführt. Meine Ausgangsposition führe uns also bloß von der Charybdis zur Scylla. Es ist zuzugeben, daß dies ein schwerwiegender Vorwurf ist. Um ihn zu entkräften, genügt nicht allein die Feststellung, daß es in der Philosophie keine Tabus gibt und daß Ausdrücke wie „Mentalismus“ oder „Psychologismus“, die heute in einem weit gefächerten Bedeutungszusammenhang vorkommen, nicht ein für allemal Verbote bezeichnen sollten. Meine Antwort auf den Einwand lautet anders und wird erst am Schluß meiner Ausführungen verständlich werden. Ich hoffe nämlich zeigen zu können, daß die Theorie des Diskurses, im Gegensatz zur Theorie der Sprache ohne

Sprecher, Faktoren beinhaltet, die man nur als psychologische bezeichnen kann; so z. B.: Glaube, Wunsch, Engagement usw. Diese Faktoren werden ihren jeweiligen Platz erhalten, indem wir sie ausgehend von den nicht-psychologischen Aspekten des Diskurses nach und nach wiedereinführen. In einem weiteren Sinne beinhaltet die Grundbedeutung der Ausdrücke „Nachricht“, „Sender“ und „Empfänger“ so etwas wie eine Ordnung der verschiedenen Intentionen, die nur durch transzendente Überlegung gerechtfertigt werden kann.

Eine überzeugendere Antwort soll am Ende dieser Ausführungen gegeben werden, die ich zunächst lediglich in die Form einer Frage kleide: Wenn der Diskurs nichts anderes ist als die Überwindung der Unmöglichkeit der Kommunikation, muß dann nicht eine Theorie des Diskurses, die nicht eine Theorie der *communicatio triumphans*, sondern der *communicatio militans* wäre, schließlich auf die Bedingungen der Unmöglichkeit der Kommunikation zurückkommen, die den Diskurs eben prekär macht, und damit auf die monadische Ausgangssituation, die die Distanz allererst schafft? Was also zu begründen ist, ist die Überwindung dessen, was in vielerlei Hinsicht unüberwindlich bleibt. Allerdings wird nur das Ganze meiner Ausführungen die Rechtfertigung dafür bieten, daß von der Monade ausgegangen wird. Nicht allein jene Züge des Diskurses, denen er sein Gelingen verdankt, gilt es hervorzuheben, man muß auch in die Abgründe blicken, die der Diskurs niemals überwindet.

## 2. Linguistik und Diskurs

Welcher Disziplin gehört die Theorie des Diskurses eigentlich an? Gehört sie noch in den Bereich der Linguistik? Man muß sich eingestehen, daß eine Linguistik des Diskurses noch in den Kinderschuhen steckt. Ihre Entwicklung wurde bis zu einem gewissen Grad durch die eindrucksvollen Fortschritte behindert, die die Linguistik der „langue“ mitsamt den von ihr geschaffenen und verbreiteten Modellen gemacht hat. Die Linguistik des Diskurses vermag sich nur schwer von dem Saussureschen Begriff der „parole“ zu lösen, der nicht mehr als ein residueller Begriff ist. Damit meine ich, daß es ein Begriff von dem ist, was übrig bleibt, wenn man die Sprache als „langue“ thematisiert hat: physische Äußerung, individuelle Ausführung, freie Verbindung, usw. Gerade um die Theorie des Diskurses aus diesem Zustand der Unmündigkeit zu befreien, hat E. Benveniste eine *Linguistik des Diskurses*<sup>3</sup>

<sup>3</sup> La forme et le sens dans le langage, in: Le Langage II, Actes XIII. Congrès des Sociétés de Philosophie de Langue Française, Neuchâtel 1967.

vorgeschlagen, die etwas anderes sein müsse als bloße Sprachpragmatik. Benveniste stellt mit Entschiedenheit Sprache und Diskurs einander gegenüber. Diskurs und Sprache beruhen ihm zufolge nicht auf denselben Grundeinheiten. Die Grundeinheit der Sprache ist das Zeichen, – daher das Adjektiv „semiologisch“, das er all dem vorbehält, was in den Bereich der Zeichen gehört. Grundeinheit des Diskurses ist dagegen der Satz. Er allein hat eine bestimmte Bedeutung oder besser ein Intendiertes (*inté*), wenn man jede Verwechslung mit der Unterscheidung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem (*signifiant* – *signifié*) vermeiden will, die eine dem Zeichen eigentümliche Unterscheidung ist und daher auf die semiologische Ebene gehört.

Das Intendierte ist das, was der Sprecher sagen will. Deshalb muß man den Begriff „Semantik“ für den Diskurs und nicht für das Zeichen reservieren. Ein weiterer Unterschied zwischen Zeichen und Diskurs ist der folgende. Das vom Zeichen Bezeichnete reduziert sich auf einen Unterschied innerhalb des Zeichensystems selber. Das Intendierte jedoch besitzt jenen synthetischen Charakter, den Plato *σμπλοκή*, Aristoteles *σύνθεσις* und das Mittelalter *compositio et divisio* nannte. Heute sprechen wir von „prädikativer Verbindung“. Der semantische Sinn ist sowohl der „Gedanke“, der dem Gesamtverständnis des Satzes entspricht, als auch der kontextuelle Stellenwert des einzelnen Wortes, den man durch Auflösung des Satzes in seine Bestandteile erhält.

Daraus ergibt sich ein neuer Gegensatz: das vom Zeichen Bezeichnete erlaubt nicht die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung. Und dies aus zwei Gründen nicht: das System der Zeichen kennt kein Außen und alle Unterscheidungen liegen innerhalb des Systems selbst. Zum anderen besitzen die Zeichen wegen des virtuellen Charakters des Systems einen rein generischen oder begrifflichen Charakter. Der Diskurs dagegen geht über etwas, er bezieht sich auf etwas und diese Referenz ist jedesmal eine ganz besondere, gleichermaßen durch die Situation wie durch den Redner geprägt. Wegen des analytisch-synthetischen Charakter des Satzes ist der Bezug nun sowohl derjenige des Satzes in seiner Gesamtheit – er bezeichnet dann einen Sachverhalt – als auch derjenige des einzelnen Wortes – er bezeichnet dann ein bestimmtes Objekt. Es bleibt ein letzter Gegensatz, den unsere Untersuchung nicht vernachlässigen darf. Der „Semiotismus“ einer Sprache ist unübersetzbar; hingegen ist er verallgemeinerungsfähig in bezug auf anderes kodiertes Verhalten, das eine strukturelle Homologie mit der Sprache aufweist. Nur das Intendierte ist übersetzbar. Anders ausgedrückt: man übersetzt keine Sprache, sondern man übersetzt von einer Sprache in eine andere. Das, was man übersetzt, ist der Diskurs selbst, sein Intendiertes, sein „Semantismus“.

Ich beschließe meine Erinnerung an Ideen von Benveniste mit seiner

ersten These. Hat das Zeichen die Funktion zu bezeichnen, so hat allein der Diskurs die Funktion der Kommunikation. In der Tat kann man dem, was nur Unterschiede aufweist, keine vermittelnde Funktion entnehmen. Nur der Diskurs als Träger des Intendierten, des Sinnes und der Bedeutung ist von einer Sprache in die andere übertragbar und spielt so eine Vermittlerrolle. Nach Benveniste geschieht das auf dreifache Weise: einmal zwischen Mensch und Mensch, deren soziale Integration der Diskurs bestätigt, sodann zwischen Mensch und Welt, wobei er Übereinstimmung herstellt, und schließlich zwischen dem Geist und den Dingen, indem er dem Denken eine gewisse Ordnung vorschreibt.

Nun gilt es, diese Verbindung zwischen Diskurs und Kommunikation zu verstehen. Warum stiftet der „Semantismus“ des Diskurses die Kommunikation? Zur Beantwortung dieser Frage muß die Linguistik des Diskurses ersetzt werden durch andere Disziplinen, von denen später die Rede sein wird. In Wahrheit bleibt die Diskurslinguistik befangen in der Opposition zum Semiologischen. Sie ist also gezwungen, sich zu bestimmen im Gegensatz zu etwas anderem, einer Sprache nämlich, welche als „langue“ die bemerkenswerte Eigenschaft hat, nicht zu existieren oder nur virtuell da zu sein. Insofern bleibt der Diskurs die notwendige Existenzergänzung, welche die Kommunikation dem virtuellen Zeichensystem beigefügt. Der Wirklichkeitscharakter des Diskurses kann nur im Gegensatz zur Virtualität der Sprache als „langue“ wiedererlangt werden.

Darauf hat Benveniste in einem früheren Text aufmerksam machen wollen<sup>4</sup>, als er diesem Ereignis, dem plötzlichen Auftauchen des entstehenden und wieder vergehenden Wortes den Namen „Diskursfall“ (*instance de discours*) gab im Gegensatz zum System einer Sprache, das weder entsteht noch verschwindet, weil es immer nur virtuell ist. Erfordert ist mithin eine Ebene der Betrachtung, die den Diskurs nicht als ein reales Ereignis ansieht, das das virtuelle System ergänzt, sondern im Gegenteil als die ursprüngliche Wirklichkeit, von der das Sprachsystem sich vielmehr durch Abstraktion abhebt. Was wir brauchen, ist eine direkte Untersuchung des Diskurses in seinem „Semantismus“, wie Benveniste sagt, anstelle einer bloß kontrastierenden und additiven Ansicht der Sache.

Bevor wir jedoch die Diskurslinguistik aufgeben, werden wir zumindest eine Formulierung des Problems verlangen, dessen Lösung dann freilich anderswo zu suchen sein wird. Was zuletzt „Semantismus“ des Diskurses genannt wurde, weist scheinbar einen Widerspruch auf. Nur

<sup>4</sup> Les niveaux de l'analyse linguistique, in: Problèmes de linguistique générale, Paris 1966.

der Diskurs, so hatte Benveniste gesagt, intendiert etwas Bestimmtes, das seinen Sinn ausmacht, und besitzt eine stets ganz singuläre Bedeutung. Andererseits zählt der Diskurs aber zum Bereich der Ereignisse, indem er entsteht und wieder endet. Dieser offene Widerspruch führt uns näher an das Paradox der Kommunikation heran, um das wir uns die ganze Zeit im Kreise drehen. Als Ereignis ist der Diskurs eines der Bestandteile der Ereignisreihe, aus denen ein Individuum sich aufbaut. „Cäsar redet“ ist ein Ereignis, ebenso wie „Cäsar überquert den Rubikon“. In diesem Zusammenhang gehört der Fall der Rede einer ganz bestimmten Reihe von Ereignissen und keiner anderen an. Es ist nicht Brutus, der redet. Man kann diesen Diskurs nicht von einer monadischen Ganzheit auf eine andere übertragen. Trotzdem welch eigenartiges Ereignis! Auf der einen Seite ist das Ergreifen des Wortes und das Halten einer Rede ein Ereignis unter anderen und von gleicher Art wie sie. So betrachtet geht das Redeereignis nicht von der einen monadischen Ganzheit in die andere über. Gleichwohl vermag dieses Ereignis im Unterschied zur Überquerung des Rubikon von einer monadischen Ganzheit in die andere zu gelangen. Dieser Schritt ist das Verstehen. Das Wunder besteht darin, daß das nicht Übertragbare übertragen wird. Es ist der Sinn, der zu jenem besonderen Ereignis gehörige „Sematismus“, worauf das Wunder der Übermittlung beruht.

Die Umschau in der Linguistik des Diskurses ist also nicht umsonst gewesen. Sie hat die Möglichkeit eröffnet, das Problem näher zu beleuchten. Es stellt sich heraus, daß der Diskurs ein Ereignis ist, welches sich als bloßes Ereignis überwindet durch seinen Bezug auf etwas Intendiertes, das seinen Sinn ausmacht, und durch die bestimmte Bedeutung, die es im Rahmen einer Situation, gewisser Objekte und durch den Sprecher selber gewinnt. An anderer Stelle<sup>5</sup> habe ich in Auseinandersetzung mit der Auffassung der romantischen Hermeneutik vom Sprachereignis einmal den Terminus der „Aufhebung“ im doppelten Verstande benutzt, um diese Überwindung zu beschreiben, durch die das Ereignis im Blick auf einen Sinn zugleich annulliert und bewahrt wird. Dasselbe Phänomen der „Aufhebung“ des Ereignisses habe ich hier als Begründung der Kommunikation im Auge. Jeder Diskurs vollzieht sich nämlich als ein Ereignis, wird aber als Sinn verstanden. Wie ist das möglich? Dies zu zeigen ist Aufgabe einer Theorie des Diskurses. Wie aber kommt man über die Linguistik des Diskurses hinaus? Eine Theorie des Diskurses, in der ich die Grundlagen der Kommunizierbarkeit aufsuchen will, besteht noch nicht als autonome Theorie. Vielmehr hat man Teile davon an verschiedenen Orten zu suchen. Mein Ziel ist

<sup>5</sup> Événement et sens dans le discours; als Appendix veröffentlicht in: M. Philibert, P. Ricœur ou la liberté selon l'espérance, Paris 1971, 179.

ist es, drei Zugangs- und Behandlungsebenen des „Diskurssemantismus“ hierarchisch zu gliedern und zu koordinieren.

Auf einer ersten Ebene werde ich die Theorie der „Aussagen“ näher untersuchen. Zu dem Zweck ist es erlaubt, mit einiger Freiheit auf die angelsächsische analytische Philosophie und auf die Phänomenologie zurückzugreifen, um die Konvergenz beider auf der Ebene der apophantischen Logik zu begründen.

Auf einer zweiten Ebene werde ich die Theorie der „Sprechakte“ in Betracht ziehen, welche auf Austin zurückgeht. Dabei wird es wiederum nötig sein, einige Wechselbeziehungen zur phänomenologischen Philosophie herzustellen und zwar dort, wo die Phänomenologie wie im Falle von Husserls „Formaler und transzendentaler Logik“ von einer apophantischen zu einer Logik des Urteils gelangt.

Schließlich werde ich mich der Ebene der Intentionen zuwenden, wobei einerseits die auf dem Kontinent noch zu wenig bekannten Arbeiten von Paul Grice eine Rolle spielen, der im Jahre 1969 in Harvard die William James Lectures unter dem Titel „Logic and Conversation“ gehalten hat, und andererseits Parallelen zur Phänomenologie aufzuzeigen sind. Auf dieser Ebene können die „psychologischen“ oder „mentalen“ Faktoren des Diskurses genauer eingeordnet werden.

### 3. Logik des Sinns und Kommunizierbarkeit

Drei fast zeitgleich entstandene Werke haben zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Entstehung der Aussagentheorie, verstanden als eine Logik des Sinns, bestimmt: die berühmten Artikel von Gottlob Frege „Sinn und Bedeutung“, „Begriff und Gegenstand“, sowie die „Logischen Untersuchungen“ von Husserl und die „Principles of Mathematics“ von Russell. Auf drei verschiedene Weisen wurde die Autonomie des logischen Sinns gegenüber psychologischen Operationen behauptet. In drei verschiedenen Formen war dabei auch die Autonomie des Logischen gegenüber dem Psychologischen von einem Realismus begleitet, der den Sinn endgültig der Subjektivität entriß, um ihn in der Wirklichkeit zu verankern. Über diese zwei gemeinsamen Grundzüge und ihre Verbindung wird in der Folge gehandelt werden unter der leitenden Perspektive, die Kommunizierbarkeit im Prinzip des Diskurses zu begründen.

Die von Frege vertretene Meinung findet sich besonders greifbar in dem bewunderungswürdigen Artikel „Sinn und Bedeutung“ von 1892 zusammengefaßt. In diesem Text führt der Autor gleich zwei Überlegungen an. Einerseits behauptet er, daß der Sinn nichts ist, was in der Natur oder im Geiste existieren könnte. Der Sinn ist vielmehr objek-

tiv, im Sinne eines idealen Objektes. Er läßt sich also nicht auf die Vorstellung reduzieren, die sich von Subjekt zu Subjekt wandelt und außerdem für jedes Subjekt auch in der Zeit sich ändert. Der Sinn ist das Identische einer Vielzahl von psychischen Ereignissen. Andererseits unterscheidet sich der Sinn aber von der Bedeutung, die Peter Geach treffend mit „reference“ übersetzt. Der Sinn ist *das*, *was* ein sprachlicher Ausdruck besagt, die Bedeutung ist *das*, *worüber* die Aussage geht. So sind beispielsweise der Schüler von Platon und der Lehrer von Alexander dem Sinne nach verschieden, aber bedeuten die gleiche Entität, nämlich Aristoteles. Ein Sinn kann gegeben sein, ohne daß eine Bedeutung gegeben ist, etwa wenn man von einer Geschwindigkeit spricht, die die Lichtgeschwindigkeit übertrifft. Einen sprachlichen Sinn zu haben und etwas in der Wirklichkeit zu bedeuten fällt also nicht zusammen. Während der Sinn ideal ist, erhebt die Bedeutung zusätzlich den Anspruch, die Realität zu erfassen. Handelt es sich um einen Eigennamen, so richtet sich dieser Anspruch auf die Beziehung des Namens zu einem bezeichneten Einzelding. Im Falle eines ganzen Satzes dagegen ist der Wahrheitswert an sich Bezugspunkt der Bedeutung. Erkenntnis im strengen Sinne des Wortes gibt es nur, wo der Gedanke zusammen mit seinem Wahrheitswert auftritt, das heißt seiner vollen Bedeutung.

Welche Implikationen haben die Thesen von Frege für eine Theorie der Kommunizierbarkeit? Die Aussagentheorie Freges liefert das Modell einer doppelten Veräußerlichung des Redevorgangs und folglich einer Begründung der Kommunizierbarkeit auf zwei Stufen. Das Ereignis der Rede wird aus seinem Zentrum gerückt einmal durch die Transzendenz des Logischen zum Psychologischen und dann durch die Transzendenz des Ontologischen zum Logischen. Diese doppelte Transzendenz trägt den Diskurs gleichsam aus sich heraus. Wie Frege betont, geben wir uns mit dem Sinn allein nicht zufrieden, wir verlangen außerdem auch noch eine Bedeutung. Diese Ausrichtung verleiht dem Sinn eine Anspannung. Es ist der „Drang“, vom Sinn zur Bedeutung vorzudringen, der die Seele des Diskurses ausmacht. So ist für Frege eine Theorie der Zeichen unvollständig, wenn man nicht das Zeichen auf den Sinn bezieht, der seinerseits nicht mentaler Natur ist, und weiter vom Sinn zur Bedeutung verstößt, die dem Postulat einer Wirklichkeit jenseits des Diskurses entspricht. Aus diesem riskanten Unternehmen, über das Frege sich durchaus klar war, entsteht indes der Irrtum.

Husserl erhebt die gleiche Forderung in seinen „Logischen Untersuchungen“. Die „Prolegomena“ stellen einen ersten Schritt der Befreiung dar, indem der Sinn von der Vorstellung gelöst wird durch die Annahme einer „Wahrheit an sich“ des Logischen. Die eigentlichen Teile

der „Logischen Untersuchungen“ rücken diese „Wahrheit an sich“ in die einheitliche Perspektive des „Vermeinen“. Es gibt keinen Bedeutung tragenden Ausdruck ohne einen Sinn gebenden Akt. Wie bei Frege geht dabei die Blickrichtung auf ein Selbes, ein Identisches im Sinn. Angesichts dessen unterstreicht die Arbeit von Mme Souche-Dagnes<sup>6</sup> mit Nachdruck das logische gegenüber dem psychologischen Verständnis des Husserlschen Intentionalitätsbegriffs in seiner ursprünglichen Formulierung. Der Ausdruck „jedes Bewußtsein ist ein Bewußtsein von etwas“ aus der V. Logischen Untersuchung verkehrt sich zur Trivialität, wenn man nicht den Zusammenhang mit der These der I. Logischen Untersuchung herstellt, die besagt, daß das Bedeutung tragende Vermeinen auf ein Identisches zielt.

Alle Schwierigkeiten, die sich aus schwankenden oder kontextgebundenen Wendungen ergeben, rühren von dem rationalistischen Postulat her, demzufolge Bewußtsein von etwas gleichzusetzen ist mit Vermeinen des Selben. Wir werden noch darauf zurückkommen. Dieses Selbe ist als erstes kommunizierbar; denn es bleibt Selbes zwischen zwei Bewußtseinseinheiten, wie auch Selbes bleibt zwischen zwei Momenten ein und desselben Bewußtseins. Doch damit nicht genug. Wie bei Frege kann das vermeinende Aussein auf ein Identisches leer sein oder sich füllen durch die Anschauung von etwas Bestimmtem, sei es einer kategorischen Beziehung oder eines handfesten physischen Dings. In der husserlschen Unterscheidung zwischen leerer Intention und Erfüllung findet sich also in anderen Worten genau die Unterscheidung wieder, die Frege zwischen Sinn und Bedeutung machte. Die vermeinende Intention als solche ist nur Vermeinen eines Identischen. Dieses ideale Objekt, wie der Sinn bei Frege, ist noch keineswegs das, worüber man redet. Erst die Erfüllung der Intention versieht die Sprache mit einer Bedeutung. Wenn Anschauung und Sinn sich decken, dann übersteigt die Sprache sich selber auf etwas anderes als das Zeichen hin, möge man es nun Objekt nennen in dem Fall, wo das Zeichen ein Name ist, oder Sachverhalt in dem Fall, wo das Zeichen ein Satz ist. Es gäbe weder das Problem der inadäquaten Wahrnehmung, noch eine Erschütterung des gesamten Gebäudes der Phänomenologie unter dem Schlage dieser Entdeckung, wenn nicht von Anfang an und im Prinzip jener Grenzidee einer adäquaten Erfüllung der Intention als letztes Ziel des Diskurses gesetzt wäre.

Aus diesen zwei berühmten Beispielen ziehe ich folgende Schlüsse: 1. Die Sprache ist der Ort, wo das Logische sich über das Psychologische erhebt, 2. sie ist auch der Ort, wo das Logische seinerseits zurücktritt

<sup>6</sup> D. Souche-Dagues, *Le développement de l'intentionnalité dans la phénoménologie husserlienne*, Haag 1972 (Phaenomenologica 52).

vor der Postulierung einer Wirklichkeit, welche der ontologischen Implikation des Diskurses selber entspricht.

Daß das zweite Postulat des Diskurses in letzter Hinsicht die Begründung für das erste liefert, das hat die Philosophie *Russells* in ihren Anfängen bis zum Überdruß bestätigt. Eine neuere Studie *Quines*<sup>7</sup> zur „ontologischen Entwicklung Russells“ zeigt, daß Russells erste Sprachphilosophie den fregeschen Unterschied zwischen Sinn und Bedeutung nicht macht und sie folglich allem, was Sinn hat, auch Bedeutung zuspricht in einer äußerst undifferenzierten ontischen Auffassung der Referenz. „Die Wörter haben alle eine Bedeutung“, so liest man in den ‚Principles of Mathematics‘, „und zwar in der einfachen Weise, daß sie Symbole sind, die für etwas anderes stehen als sich selbst“. So ergibt sich eine großzügige Ontologie, in der jedes Wort, das seinen Sinn hat, als Objekt auch ein Ding hat, von dem behauptet werden kann, daß es existiert. Russell nimmt nun in liberaler Art und Weise in sein Königreich der Dinge sogar Augenblicke und Punkte auf; jenseits der Existenz, welche er nur für Dinge zuläßt, gibt es die übrigen Entitäten: „Zahlen, homerische Götter, Verhältnisse, Schimären, vierdimensionale Räume“<sup>8</sup>. Sie alle haben Teil am Sein, denn würden derartige Entitäten nicht existieren, so könnten wir keine Sätze über sie bilden. Deshalb ist Sein eine allgemeine Eigenschaft jedes Dinges und von etwas zu reden heißt schon zu zeigen, daß es existiert.

Diese unterschiedslose Ontologie ist mit derjenigen Meinongs vergleichbar, welche unter die Seinsbevölkerung sogar solche Objekte aufnimmt, die unmöglich sind. Die ganze spätere Philosophie Russells stellt sich demjenigen, der ihre ontologische Entwicklung untersucht, als der Versuch dar, die Überbevölkerung von Entitäten zu reduzieren. Aber auch nachdem die „theory of definite descriptions“ aus dem Bereich der Namen, die im logischen Sinne Eigennamen sind, Ausdrücke von der Form „ein solcher ist so“ (Der König von Frankreich ist kahlköpfig) ausgeschlossen hat, bleiben die im logischen Sinne wahren Subjekte Garanten einer Ontologie der Sprache. In diesem Sinn hat die Reduktion der in der ursprünglichen Sprachontologie entstehenden Paradoxien nur ein Ziel, nämlich zumindest dasjenige ontologische Engagement gegen Zweifel und Skepsis zu sichern, zu dem uns der Gebrauch der Eigennamen verpflichtet. Russell wird nicht müde, immer neue Überlegungen anzustellen darüber, was nun als letzte Entität angesehen werden kann – logische „Elemente“ zur Zeit des logischen Atomismus, „Sachverhalte“, insofern sie wahren Aussagen ent-

<sup>7</sup> Russell's Ontological Development, Journ. of Phil. 63, 1966; abgedruckt in: D. Pears (Ed.), B. Russell, Collection of Critical Essays, New York 1972, bes. 291.

<sup>8</sup> Vgl. Russell, Principles of Mathematics, 1903, 44, 449.

sprechen, zur Zeit von Wittgensteins „Tractatus“, „Sinnesdaten“ in der empiristischen Phase, usw.

Hinsichtlich der Grundeinstellung eines Bedeutungsrealismus, wie man ihn nennen könnte, aber schwankt er keinen Augenblick. Das Prinzip hat er bereits am Anfang seiner faszinierenden Karriere in dem schon zitierten Satz formuliert: „Gäbe es keine Entitäten dieser Art, so könnten wir über sie keine Sätze aufstellen.“ Dieses Postulat ist das des kantischen Realismus, übertragen von der Erscheinung auf den Diskurs: Wenn nichts an sich existiert kann auch nichts erscheinen. Nur handelt es sich hier nicht mehr um die Rettung der Phänomene, sondern des Diskurses.

Diese *ontologische Überzeugung* ist der gemeinsame Nenner der ganzen angelsächsischen Philosophie, sogar derjenigen, die sich gegen Russell richtet. So behauptet derselbe *Strawson*, der durch eine Theorie der Verwendung von Ausdrücken die Paradoxie der definitiven Beschreibungen à la Russell zu lösen versucht<sup>9</sup>, daß der Diskurs, um sinnvoll zu sein, das Gleichgewicht zweier Funktionen verlangt: einer prädikativen Funktion, die einem Ding Eigenschaften zuspricht oder es in eine Klasse einordnet, und einer Einzelnes identifizierenden Funktion, mit Hilfe derer ein Einzelding und nur dies eine bezeichnet wird<sup>10</sup>. Diese beiden Funktionen, eine universalisierende und eine singularisierende, verhalten sich vom Standpunkt der ontologischen Verpflichtung her asymmetrisch zueinander. Wer fragt, ob und wie Universalien existieren, fordert vom Prädikat das, was man nur vom logischen Subjekte verlangen kann. Nur der Blick auf die Einzeldinge erlaubt eine ontologische Frage. Die Anerkennung dieser Argumente bedeutet einerseits die Befreiung der Philosophie von einem falschen Problem, das sie seit Platon mit sich herumschleppt, nämlich das des Existenzmodus von Universalien. Andererseits enthält sie den Umriss eines wahren Problems, das die ontologischen Konsequenzen der Funktion der Identifikation von Einzelfem betrifft. Dieses Problem führt uns vollständig aus der Philosophie der Sprache heraus und führt uns zu dem hin, was Strawson „deskriptive Metaphysik“ nennt. Sie muß den Status der „grundlegenden Einzeldinge“ (basic particulars) – das sind Körper und Personen – definieren, da diese in der Wirklichkeit die Funktion der Identifikation von Einzelfem des Diskurses stützen. Man löse diesen Zusammenhang zwischen grundlegenden Einzeldingen a parte rei und logischer Vereinzelung a parte sermonis, und die ganze Sprache stürzt zusammen.

<sup>9</sup> On Referring, Mind 59, 1950 (dt. Übers. in: Sprache und Analysis, ed. Bubner, Göttingen 1968).

<sup>10</sup> Individuals, London 1959 (dt. Übers.: Einzelding und logisches Subjekt, Stuttgart)

Vor dem Übergang zum zweiten Teil einer Theorie des Diskurses seien einige Einwände berücksichtigt. Zunächst wird man sagen, daß der Begriff der Sinnidentität, welcher den ersten Pfeiler unseres Modells von Kommunizierbarkeit bildet, Bedingungen so strenger Eindeutigkeit voraussetzt, wie sie nur in exakten Sprachen gegeben sein können, d. h., praktisch in der logisch-mathematischen Sprache, während in der Alltagssprache die Mehrdeutigkeit vorherrscht. Ich habe selbst früher oft genug einen ausdrücklichen Zusammenhang hergestellt zwischen der Symbolsprache und dem zentralen Problem der Mehrdeutigkeit, mit dem die hermeneutische Diskussion sich auseinandersetzt. Der Vorwurf, unsere Analyse der Semantik beziehe sich nur auf den Bereich der eindeutigen Ausdrücke, scheint gerechtfertigt zu sein.

Hierzu ist zu sagen, daß Rücksicht auf die *Mehrdeutigkeit* zwar eine Komplizierung, nicht aber einen Verzicht auf unsere Analyse mit sich bringt. Der Unterschied zwischen Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit impliziert nicht, daß ein Ausdruck mit mehreren Bedeutungen nur in einer ganz unbestimmten Weise vieldeutig bleibt. Er besagt nur, daß ein eindeutiger Ausdruck in keiner Weise den Veränderungen des Kontextes unterliegt, weil seine Bedeutung durch Definition oder durch Annahme festgelegt ist. Ein vieldeutiger Ausdruck dagegen ist nicht nur vom Kontext abhängig, er wird sogar durch den Kontext bestimmt. Entscheidend ist also nicht die Veränderung durch den Kontext, sondern der Prozeß der Festlegung im Kontext, durch den die Vieldeutigkeit eingeschränkt wird. Die Bestimmung durch den Kontext kompliziert den Begriff der identischen Bedeutung, macht ihn aber keineswegs zunichte. Das Ideal der Sprache besteht darin, die ursprüngliche Bedeutungsvielfalt der Umgangssprache so einzuschränken, daß man über einen und nur einen Sachverhalt reden kann. Das Intendierte, von dem Benveniste sprach, muß also in der Folge der Sätze, sogar in einer ganzen Satzverkettung gesucht werden. Gerade diese Möglichkeit ist jedoch im Begriff des Diskurses gelegen. Wenn die Einheit des Diskurses der Satz ist, so ist das Feld des Diskurses der Text, d. h. eine Verknüpfung von Sätzen.

Man wird einwenden können, daß ein Text, zumal wenn er lang ist, auf vielfältige Art und Weise aufgebaut sein kann. Das ist wahr und es ist geradezu die Hypothese, von der die Hermeneutik ausgeht. Aber *eine* Interpretation drückt genau *einen* Sinn aus. Wenn man einer Interpretation nicht auch einen bestimmten Sinn zuschreiben könnte, könnte man sie auch nicht diskutieren, kritisieren, gutheißen oder verwerfen. Demnach kann man sagen, daß entweder die Bedeutungsvielfalt der Wörter aufgehoben wird im Text, oder aber die Bedeutungsvielfalt des Textes mehrere Interpretationen ergibt, von denen eine jede eindeutig sein will.

Man wird weiter einwenden, daß unsere Diskurstheorie den Unterschied zwischen *gesprochener* und *geschriebener Sprache* nicht kennt. Das stimmt. Aber ich meine gerade, daß die Diskussionen über gesprochene Sprache und Schriftsprache am Mangel einer Diskurstheorie leiden, welche beides einschließt. Der fragliche Unterschied läßt sich nämlich als unterschiedliche Realisation nicht etwa der Sprache selbst, sondern des Diskurses verstehen. Was diesen Unterschied im Einzelnen angeht, so habe ich mich an anderer Stelle damit beschäftigt<sup>11</sup> und beschränke mich hier darauf, die Schlußfolgerungen wiederzugeben. Was in der Schriftsprache zum Vorschein kommt, erscheint mir nur der vollständige Ausdruck dessen zu sein, was dem Ansatz nach schon in der lebendigen Rede vorhanden ist, nämlich die Loslösung des Sinns von dem Redeereignis. Sicher hat die geschriebene Sprache im Gegensatz zur gesprochenen Sprache Bestand, und die Schriftsprache – die „äußerliche Sache“, wie Platon in seinem Phaidros sagt<sup>12</sup> –, kommt mit ihren äußeren Mitteln der gesprochenen Sprache „zu Hilfe“. Aber würde sie der Sprache nicht Gewalt antun, anstatt sie zu unterstützen, wenn die schriftliche Fixierung nicht jene intentionale Veräußerlichung des Sagens in dem Gesagten oder des Ereignisses der Rede in seinem einheitlichen Sinn letztlich nur aufnahme und verlängerte?

So betrachtet stellen alle wesentlichen Züge der Schriftsprache eher eine Vervollständigung des Diskurses dar als eine Abweichung oder Auflösung. Die Sinnhaftigkeit der Rede in Gestalt von „Sinn“ und „Bedeutung“ löst sich von der subjektiven Intention des Sprechenden Subjektes. Sie löst sich gleichermaßen ab von allen Umständen der Sprechsituation und von dem, was ich in dem oben zitierten Aufsatz den ostensiven Referenzcharakter nannte. Schließlich entzieht der geschriebene Diskurs sich den engen Grenzen des jeweiligen Dialogs, um sich an jeden zu richten, der lesen kann. In diesen verschiedenen Hinsichten überhebt die geschriebene Sprache den Diskurs der Flüchtigkeit des Ereignisses, sie leistet eine Trennung der verbalen von der mentalen Intention des Sprechers, sie eröffnet den Zugang zu einem die bloße Dialogsituation übersteigenden Bereich, sie wendet sich an ein unbegrenztes Publikum. Alle diese Merkmale vervollständigen jedoch, was ich anfänglich als „Aufhebung“ des Ereignisses der Rede durch den Sinn bezeichnete. Paradoxerweise ermöglicht gerade die schriftliche Fixierung, d. h. das Eingehen in materielle Gestalt, jene Befreiung vom konkreten Körper des Sprechenden, die Gadamer als Geist des Gesprächs bezeichnet hat. Meine Diskurstheorie vernachlässigt folglich

<sup>11</sup> Qu'est-ce qu'un texte? in: Hermeneutik und Dialektik I, FS Gadamer, Tübingen 1970.

<sup>12</sup> Z. B. 275a.

nicht den Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Rede. Sie bietet vielmehr eine Rechtfertigung für den Übergang von der einen in die andere, indem sie den Übergang auf die über das Ereignis der Rede hinausgehende Entstehung des Sinns zurückführt.

#### 4. Der Sprechakt und seine Kommunizierbarkeit

Auf der Basis dieser Theorie der Aussage, des Sinnes und der Bedeutung gilt es nun, die anderen für das Verständnis des Diskurses und damit der Kommunizierbarkeit selber nötigen Schichten aufzuführen. Die Aussage, so wie wir sie bisher begriffen haben, wird definiert durch die zwei Funktionen, die Strawson die prädikative Funktion und die identifizierende Funktion nennt. Aber diese beiden Funktionen zusammen genommen berücksichtigen noch nicht die vielfältigen Formen der Rede, wie z. B. feststellen, befehlen, wünschen, versprechen usw. Die bislang entwickelte Theorie trägt dieser Vielfalt zwar nicht Rechnung, gibt ihr jedoch eine Basis. Derselbe propositionale Gehalt, der sich in einer bestimmten Prädikation und Identifikation niederschlägt, ist in Wahrheit sowohl der Feststellung wie dem Befehl, dem Wunsch oder dem Versprechen gemeinsam. Es genügt, diese Ausdrücke dahingehend neu zu formulieren, daß man ihren gemeinsamen Gehalt in einen Relativsatz einbringt, der mit der Konjunktion „daß“ beginnt, während an den Satzanfang eines der Verben tritt, welche die verschiedenen Akte kennzeichnen (ich befehle, daß; ich wünsche, daß; ich verspreche, daß). Auf diese Weise zeigt sich ihr Unterschied ebenso wie der gemeinsame Aussagekern. Wir benötigen also eine Theorie, die umfassender ist als die der Aussagen, um dieser Architektur gerecht zu werden.

Dieser Forderung genügt die „Speech-Act“ Theorie, die wir als *Theorie der Diskursakte* bezeichnen und die Austin im letzten Teil von „How to do things with words“ entwickelt<sup>13</sup>. Diese Theorie ersetzte eine frühere ungenügende Differenzierung, die schließlich in ihr aufgenommen wurde, nämlich die berühmt gewordene Unterscheidung zwischen performativem und konstatierendem Sprachgebrauch. Performativ sind bekanntlich Aussagen der Art: „ich heirate Frau X“, „ich taufe dieses Schiff auf den Namen Johanna von Orléans“, „ich vermache meinem Bruder meine Uhr“. Nun sind diese Aussagen nicht die einzigen, wodurch man etwas *tut*, *indem* man sie ausspricht. Auch die konstatierenden Aussagen tun etwas, weil sie vom Sprecher verlangen, daß er die Wirklichkeit der Dinge, die er behauptet, auch annimmt. Um sich

<sup>13</sup> Dt. Übers.: Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart 1972.

davon zu überzeugen, genügt es, auf den Widerspruch aufmerksam zu machen, der in einer Behauptung wie der folgenden steckt: „Die Katze liegt auf der Matratze, und ich glaube nicht daran“. Der Widerspruch findet nicht auf der Ebene des sprachlichen Inhalts statt, sondern er besteht zwischen dem impliziten Glauben im Akt des Behauptens und dessen expliziter Verneinung.

Man muß also unterscheiden, sowohl im performativen Bereich und parallel dazu auch im konstatierenden Bereich, zwischen einer rein lokutionären Ebene (das, was man in jedem Falle sagt) und einer illokutionären Ebene (das, was man tut, *indem* man es sagt). Ich berücksichtige hier nicht das dritte Element von Austins Analyse: den perlokutionären Akt (das, was man tut *dadurch*, daß man spricht; z. B. man erschreckt oder überzeugt jemanden). Diese äußeren Wirkungen der Sprache müssen unterschieden werden von dem Tun, das das Sprechen selber ausmacht und das von Austin als „Rolle“ (force) eines Ausdruckes bezeichnet wird. Was ich sage, sage ich in der Rolle eines Befehls und nicht des Flehens, was auch immer die Wirkungen sein mögen, die mein Sprechen rein als Stimulus auslöst.

So wird der Satz, den der Logiker untersucht, in einer Theorie der Diskursakte zu einem Teilakt, dem lokutionären Akt oder dem propositionalen Akt. Die Einführung des Begriffes Akt für die beiden Ebenen und für die integrierte Gesamtheit, die sie darstellen, zeigt, daß wir die logische Theorie verlassen haben. Der ganze Diskursakt und seine Hierarchie von Teilakten gehören zu einer neuen Disziplin, welche nicht die Logik ist, da diese keine Akte kennt, welche jedoch auch nicht die Psychologie ist, weder im Sinne einer Psychologie der Introspektion noch im Sinne einer Verhaltens-Psychologie. Die einschlägige Disziplin wird von der angelsächsischen Tradition „Philosophy of Mind“ genannt, wofür ich später eine Übersetzung vorschlagen werde, die sich beim jetzigen Stand der Argumentation noch nicht rechtfertigen läßt. Der Gesichtspunkt der Philosophy of Mind unterscheidet sich von dem der Psychologie dadurch, daß die Theorie der Diskursakte erwachsen ist aus einer Untersuchung der Sprache selbst. Indem man Listen von Verben machte und ihr Verhalten untersuchte, konnte man die Diskursakte in Tabellen und kartographische Übersichten einteilen. So hält Austin vorläufig fünf Klassen von performativen Akten fest: die verdiktiven, die exerzitiven, die kommissiven, die konduktiven und die expositiven Äußerungen<sup>14</sup>. Fragt man nach der Rechtfertigung für solche Unterscheidungen, so wird man darauf verwiesen werden, daß jede Klasse eine Art Sprachspiel darstellt, welches seine internen Regeln besitzt. Diese Regeln hat

<sup>14</sup> Vgl. a.a.O. 165 ff.



John Searle in seinem Buch „Speech Acts“<sup>15</sup> entwickelt, das ein systematischeres Werk darstellt als die Arbeiten Austins, insofern hier genauer die bloß regulativen Regeln, die häufig der Sprache äußerlichen sozialen Konventionen entspringen, von den konstitutiven Regeln unterschieden werden, ohne die es so etwas wie Versprechen oder Befehle usw. gar nicht gäbe. Die Aufgabe einer Philosophy of Mind, die sich mit Diskursakten beschäftigt, besteht also darin, die konstitutiven Regeln eines Sprachspiels zu entfalten.

Wir sind nunmehr in der Lage, die hier drängende Frage zu beantworten. Läßt sich auf den Bereich der Diskursakte, als Akte und als Hierarchie von Akten genommen, die früher aufgestellte These von der Kommunizierbarkeit des Diskurses durch die Veräußerlichung seines Sinnes ausdehnen? Eine positive Antwort fällt indes nicht leicht. Wir haben doch soeben behauptet, daß nicht das Sprachereignis als solches kommunizierbar ist, sondern bloß der Sinn des Diskurses. Führt dann die Rede von der Kommunikation des Aktes nicht wieder zurück auf die Unterscheidung zwischen Ereignis und Sinn? Alle diese Bedenken gilt es zu überwinden. Der Charakter der intentionalen Veräußerlichung des logischen Kerns des Sinnes muß ausgedehnt werden auch auf andere Merkmale, die die unverkennbare Rolle des Diskurses im Sprachspiel kennzeichnen. Wenn der *lokutionäre* Akt sich veräußerlicht in den Merkmalen der Prädikation und der Identifikation von Einzeldingen, so veräußerlicht sich der *illokutionäre* Akt mit Hilfe anderer grammatikalischer Merkmale: der verbalen Modi (Indikativ, Imperativ, Konjunktiv, usw.) und aller andern Ausdrucksformen der illokutionären Kraft. Diese grammatischen und auch lexikalischen Merkmale erlauben die Identifikation und die Wiedererkennung der dem illokutionären Akt je eigenen Rolle im Diskurs austausch.

Dies bezeugt die geschriebene Sprache. Hier haben wir die Fixierung von Eigenschaften beobachten können, die im mündlichen Diskurs schon objektiviert waren. Fraglos verfügt die gesprochene Sprache über eigene Merkmale, welche nicht in die geschriebene Sprache eingehen, wie etwa Mimik, Gestik, und jene nicht artikulierten Aspekte des Diskurses, die man prosodisch nennt. In dieser Hinsicht läßt sich die illokutionäre Rolle der Akte in der Grammatik und im Lexikon weniger vollständig wiedergeben als der propositionale Akt. Trotzdem enthält ein geschriebener Text genügend Spuren der illokutionären Rolle eines Satzes, um eine richtige Interpretation des Satzes zu erlauben, ohne daß man auf die psychologische und konkrete Präsenz des Sprechers angewiesen wäre. Die geschriebene Sprache ist in dieser Hinsicht der entscheidende Prüfstein der Objektivierung nicht nur des

<sup>15</sup> Dt. Übers.: Sprechakte, Frankfurt 1971

Sinnes, sondern auch der Rolle des Akts. Aber im Falle der geschriebenen Sprache ist allein die Interpretation ein Mittel gegen die Schwäche eines Diskurses, dem sein Autor nicht mehr zu Hilfe kommen kann.

Ohne Zweifel eignet sich der *perlokutionäre* Akt am wenigsten dazu, in grammatikalischen Vorschriften niedergelegt zu werden; denn er kennzeichnet vornehmlich die gesprochene Sprache. Indes ist der *perlokutionäre* Akt dasjenige am Diskurs, was am wenigsten diskursiv ist, und seine Wirkung entstammt schon nicht mehr der Kommunikation im eigentlichen Sinne, also dem Verständnis der Intention, wie wir im nächsten Paragraphen zeigen werden. Vielmehr fungiert der Diskurs im *perlokutionären* Falle als Stimulus. Er wirkt ohne die Vermittlung der Erkenntnis meiner Intention durch den anderen. Ich würde behaupten, daß der *perlokutionäre* Akt, betrachtet man ihn genauer, in einer Fixierung durch die geschriebene Sprache das vollendet, was ich vorher die Spiritualisierung des Diskurses durch die Schrift genannt habe.

Mithin eignen sich die propositionale Funktion, die *illokutionäre* Rolle und die *perlokutionäre* Handlung in abnehmenden Graden jeweils zur intentionalen Veräußerlichung, welche den Diskurs kommunizierbar macht. Vor einem solchen Hintergrund muß die Sinnhaftigkeit des Diskurses weit genug gefaßt werden, um alle Aspekte und Niveaus des Aktes abzudecken, die sich in der Objektivierung der Rede mitteilen.

##### 5. Die Kommunizierbarkeit der noetischen Intention

Die dritte Ebene des Diskurses ist ganz allgemein als Bereich der Intentionen vorgestellt worden. Hier wird die Analyse eher abenteuerlich und unsicher. Es handelt sich nämlich darum herauszufinden, in welchem Ausmaß sich die Subjektivität des Sprechers im Diskurs mitteilt. Ein Zögern vor diesem letzten Schritt dürfte verständlich sein. Die erste Ebene konnte nur dadurch erreicht werden, daß die psychologischen oder mentalen Vorstellungsaspekte eliminiert wurden. Riskieren wir nun nicht, insgeheim wieder einzuführen, was wir zunächst ausgeschlossen hatten? Vielleicht hat jedoch der an sich legitime Kampf gegen Psychologismus und Mentalismus uns eine Dimension des Diskurses verschlossen, welche ich nicht als psychische, sondern als noetische bezeichnen würde. Das „Noetische“ gehört, wie wir sehen werden, nicht zum Reich der Vorstellungen, sondern der in die Semantik des Diskursaktes hineingelegten Intentionen. Das Wort hat eine alte Tradition: Anaxagoras, Aristoteles und Plotin haben zwischen dem Reich des *Nous* und dem der *Psyché* unterschieden. Im Falle von Hus-

serl kann man nicht genug unterstreichen, daß sein bekannter Gebrauch der Ausdrücke Noesis und Noema von allem Anfang an den Verweis auf einen vom Psychischen verschiedenen noetischen Bereich impliziert. Als ich vorhin eine angemessene Übersetzung des englischen Wortes „Mind“ aussparte, da hatte ich eine Annäherung an das Noetische im Blick, von dem jetzt zu sprechen sein wird. Soviel über das Wort – kommen wir zur Sache.

Angezeigt scheint ein Ausgang von der mit der Theorie der Diskursakte erreichten Ebene. Zweifellos lassen sich die oben benannten verdiktiven, exerzitiven, usw. Klassen von Akten durch die semantischen Regeln definieren, welche den Gebrauch der jeweils dazugehörenden Verben bestimmen. Das heißt freilich, sie als reine Sprachspiele zu behandeln. In der Tat sind wir auf der vorhergehenden Ebene auch so vorgegangen. Allerdings können diese semantischen Regeln selbst nicht ausgesprochen werden, ohne daß ein intentionales Element berücksichtigt wird. Aber an welchem Punkte? Genau dort, wo wir von dem, was *die Sprache macht*, übergehen zu dem, was *der Sprecher tut*. Nehmen wir als Beispiel das Versprechen. Falls wir es als ein Sprachspiel behandeln, das bestimmten Regeln unterworfen ist, kann mit Searle die Hauptbedingung des Spiels darin gesehen werden, daß das Versprechen implizit voraussetzt, daß der Kontrahent sich der Verpflichtung unterwirft, die angekündigte Handlung auch auszuführen. Diese Implikation liegt in der Regel selbst, welche die illokutionäre Rolle des Versprechens von der eines jeden anderen Sprechaktes unterscheidet. Wir gehen nun zur intentionalen Sprache über, sobald wir Spiel und Spieler auswechseln. Es ist dann gleichbedeutend zu sagen: „das Versprechen setzt implizit voraus“ oder zu sagen: „derjenige, der verspricht, intendiert daß . . .“ Mit anderen Worten, indem er verspricht, *will* der Sprecher *sagen*, daß seine Äußerung ihn der erwähnten Verpflichtung unterwirft. So ist die Intention das, was die semantische Regel impliziert, sofern der Aussageakt in einen Akt des Sprechens umgewandelt wird.

Ist diese Umwandlung etwa illegitim? Keineswegs, sie ist im Gegenteil wohl begründet und ergibt sich aus jener Eigentümlichkeit des Satzes, die Emile Benveniste das sui-referentielle Merkmal des Redevorgangs nennt. Das eigentliche Merkmal des Diskurses im Gegensatz zu den Spracheinheiten ist es, auf seinen eigenen Sprecher zu verweisen. Geleistet wird dies dank jener Subjektivitätsindikatoren, welche die Grammatik von den Namen der Gegenstände (Sachen oder Handlungen) unterscheidet, und die sie für den Ausdruck reflexiver Akte reserviert, durch welche das Subjekt auf sich selbst hinweist, indem es etwas über etwas sagt. Wir können also behaupten, daß eben diese sui-referentielle Eigentümlichkeit des Diskurses zugleich die Intention des Sprechers und die illokutionäre Rolle der Äußerung in die Sphäre der

Kommunizierbarkeit einführt, die durch Sinn und Bedeutung ursprünglich eröffnet wurde. Demgemäß teilt der Sprecher sich mit – oder teilt etwas über sich mit –, indem er Sinn, Bedeutung und Rolle seines Diskurses kommuniziert.

Was aber soll man unter Intention verstehen? Die Semantik des Wortes selbst ist informativ. Wir haben eben eine erste Gebrauchsmöglichkeit ins Auge gefaßt, bei der dem Verb eine untergeordnete Klausel folgt: indem er verspricht, will der Sprecher sagen, daß er sich unterwirft, usw. Diese Intention ist der subjektive Doppelgänger jener Implikation, die objektiv in dem Sprachspiel des Versprechens steckt. Dieser erste Gebrauch des Wortes Intention als einfaches subjektives Korrelat der semantischen Regel führt zu einem zweiten und dritten Gebrauch, welche den Bereich dieses Begriffes in Richtung auf Faktoren erweitern, die zu Unrecht psychologisch genannt werden.

Unter den Bedingungen des Versprechens treffen wir eine Klausel an, die John Searle „Aufrichtigkeitsbedingung“ nennt. Wir werden einer ihrer Parallelen in anderen Diskursakten begegnen. Die Aufrichtigkeitsbedingung lautet wie folgt: S hat wirklich die Intention zu . . . Dieser Übergang von der Intention, *daß* . . . zur Intention *zu* . . . erlaubt es, einen weiteren Schritt auf dem Wege zu wagen, der von der Semantik der Diskursakte zur Noetik der Intention führt. Insbesondere dank dem zweiten Gebrauch des Wortes Intention lassen sich auch solche Begriffe einer Diskursanalyse zuordnen, die das ausdrücken, was *Peter Geach* „mentale Akte“ nennt<sup>16</sup>. Beim Schritt von der Intention, *daß* . . . zur Intention *zu* . . . sind wir von der logischen Implikation eines Spiels zu einer mentalen Disposition übergegangen oder, wenn man will, von der verbalen Intention zur mentalen Intention.

Mithin ist der „mentale Akt“ in jedem illokutionären Akt enthalten. Die Aufgliederung, die John Searle von diesen Akten gibt, zeigt klar, daß dieser Akt sich entweder in einem Verbum des Wünschens oder in einem Verbum des Glaubens ausdrückt. Fordern heißt *wünschen*, daß ein anderer etwas tut; behaupten heißt *glauben*, daß P ist; fragen heißt eine Information *wünschen*; danken heißt sich erkenntlich *fühlen* gegenüber jemandem und für etwas; einen Rat geben heißt *glauben*, daß ein anderer Nutzen aus dieser Meinung zieht. Glaube und Wunsch sind es also, welche die verschiedenen Bedeutungen der Intention *zu* . . . artikulieren. Die Analyse wirft freilich die Frage nach der Korrelation zwischen dem Semantischen und dem Psychischen auf. Einerseits besagt die Korrelation, daß das Semantische im Psychischen verankert ist, andererseits aber auch, daß das Psychische dem Semantischen unter-

<sup>16</sup> *Mental Acts*, London 1957.

geordnet wird. Gerade diese Subsumption charakterisiert das Noetische. Unter der Bedingung des Noetischen kann man das mentale Element in eine rein linguistische Analyse wiedereinführen. Und im Noetischen teilt das Subjekt sich in seinem Diskurs mit.

Allerdings erschöpft sich der Begriff der Intention nicht in den zwei genannten Anwendungsbereichen einer Intention, *daß*, und einer Intention *zu*. Ein dritter, sehr wichtiger Sinn tut sich auf. Ich kann gar nichts versprechen, ohne die Intention zu haben, bei einem anderen die Erwartung wecken, daß meine Aussage den Sinn hat, mich selbst zu verpflichten, das zu tun, was ich sage. Der Umstand erschließt einen neuen Sinn für den Ausdruck „die Intention haben zu“, nämlich die Intention, daß meine Intention als das, was sie ist, erkannt wird. Diese Dimension hat Paul Grice in einer Reihe von wichtigen Artikeln ausgearbeitet.<sup>17</sup> Im ersten dieser Artikel stellt der Autor der „natürlichen Bedeutung“ (Wolke bedeutet Regen, Hautflecken bedeuten Röteln) die „unnatürliche Bedeutung“ gegenüber: A bedeutet durch X, daß . . . Wie in den vorherigen Gebrauchsweisen des Wortes Intention, so handelt es sich hier um ein Bedeuten, Sagen-wollen oder Zu-Verstehen-geben, also etwas, das der Sprecher tut, und nichts, was der Satz macht. Neu im Verhältnis zum vorhergehenden Fall ist jedoch, daß die Bedeutung hier definiert wird durch eine bestimmte Wirkung, die beim Redepartner durch Erkennen der Intention erzielt werden soll. „A bedeutet etwas durch X“ ist in etwa gleichbedeutend mit „A hat die Intention, daß die Aussage von X eine bestimmte Wirkung bei einer Zuhörerschaft erzielen soll dadurch, daß diese die Intention erkennt“.

Eine weitere Äquivalenz entsteht so zwischen „bedeuten“ und „die Intention haben zu“, und diese Äquivalenz beruht auf der Erkenntnis der Intention. Die Erkenntnis ist kein hinzukommender Faktor, sondern konstitutiv für die Bedeutung, wenn diese ein Akt des Sprechers ist und nicht nur seines Diskurses. Der dritte Sinn des Wortes ergibt, meiner Meinung nach, ein gutes Kriterium, um den illokutionären Akt vom perlokutionären Akt zu unterscheiden. Was man tut, *indem* man etwas sagt, unterscheidet sich von dem, was man *dadurch* tut, daß man es sagt, kraft des entscheidenden Moments, daß der illokutionäre Akt den Prozeß der Intentionserkenntnis beim Partner einschließt, während der perlokutionäre Akt einfach mit dem Schema Stimulus-Response der behavioristischen Psychologie arbeitet. Diese Beobachtung knüpft eine Theorie der Intention noch enger an die Theorie des Diskursaktes an.

<sup>17</sup> Meaning, Phil. Review 66, 1957; Utterer's Meaning and Intention, Phil. Review 78, 1969. Utterer's Meaning, Sentence-Meaning and Word-Meaning, Foundations of Language 4, 1968.

Aufgrund der Koordination springt eine *Konvergenz zwischen analytischer Philosophie und Phänomenologie* in die Augen, die sich schon im vorangehenden Stadium unserer Untersuchung anbahnte. Diese Konvergenz ist nutzbringend für beide Teile. Einerseits vermag die Phänomenologie zu begründen, was nicht oder nur schlecht begründet ist auf Seiten der analytischen Philosophie bei ihrem Übergang von der objektiven zur subjektiven Bedeutung (mit Grice zu reden: von „utterance's meaning“ zu „utterer's meaning“). Dieser Übergang hat der angelsächsischen Philosophie immer Schwierigkeiten bereitet. Es geht darum, die Philosophie des Geistes mit der Logik zu verbinden, oder, um beim Vokabular dieser Schule zu bleiben, den „intensionalen Satz“ mit dem „extensionalen Satz“ zu verbinden. Russell schlug vor, spezielle Operatoren hinzuzufügen, um „glauben, daß p“ von „p“ abzuleiten. In dem schon erwähnten, vorzüglichen Buch „Mental Acts“ geht Peter Geach von Russell und Wittgenstein aus und versucht, die mentalen Akte als „Zitate“ aufzubauen in der Form einer inneren Rede wie: „Der Pharao sagt in seinem Herzen . . .“ Auf derselben Linie hat Paul Grice, wie wir sahen, das Bedeuten des Sprechers und die Bedeutung des Gesprochenen einander zugeordnet. Sein Artikel „Utterer's meaning, Sentence-meaning and Word-meaning“ schließt mit einer allgemeinen Bemerkung über das Recht, „intensionale“ Begriffe wie *intending*, *believing* in eine Analyse einzuführen, die im übrigen jedoch der symbolischen Schreibweise und dem Quantifikationsverfahren treu bleibt. Er möchte frei sein, bei Bedarf auf intentionale Begriffe zurückzugreifen: „Wenn man sich selbst diese Freiheit verweigert, dann läuft man ernstlich Gefahr, den Reichtum und die Komplexität des Begriffsfeldes zu unterschätzen, das man erforschen will“<sup>18</sup>.

Im Grunde scheint es diese Verbindung zwischen Extensionalität und Intensionalität zu sein, welche die Phänomenologie in einer allgemeinen Theorie über den Zusammenhang von Intentionalem und Sinn begründet. Ich sehe einen Zusammenhang zwischen analytischer Philosophie und Phänomenologie, den man sich innerhalb der Phänomenologie nach dem Modell des Zusammenhangs zwischen *formaler und transzendentaler Logik* denken kann. Die Phänomenologie leistet in diesem Betracht die Begründung, die Analyse die Ausführung. Die Verbindung zwischen Phänomenologie und Analyse ist jedoch nicht minder fruchtbar in umgekehrter Richtung. Insofern die Analyse die Ausführung darstellt, ist der Gewinn für die Phänomenologie groß. Und das in doppelter Weise; denn einerseits sind die Begriffe der analytischen Philosophie technisch viel genauer ausgearbeitet und im übrigen werden

<sup>18</sup> A.a.O. 242.

die Äquivokationen zwischen Psychologie und Phänomenologie klar ausgemerzt.

Daß die Begriffe in den Texten der analytischen Philosophie besser präzisiert sind, beweist auf überzeugende Weise die vorangehende Analyse des Begriffes Intention, der ein Hauptbegriff der Phänomenologie ist. Seine Verwendung in der Theorie des Diskurses erlaubte den Zusammenhang zwischen seinen verschiedenen Bedeutungen herzustellen. Nun ist aber die Verkettung der drei Figuren der Intention von höchstem Interesse für unser Problem der Kommunizierbarkeit. Zunächst sind wir von einer Bedeutung von Intention ausgegangen, die der einfachen Implikation noch sehr nahe steht (wer etwas verspricht, will sagen oder „impliziert“, daß er sich der Verpflichtung unterwirft, es zu tun). Es folgte die Bedeutung der Intention als Wunsch oder Glauben, womit die eigentlich noetische Intention gemeint ist. Schließlich gelang der Schritt zur Intention als Erwartung der Erkenntnis der Intention des Sprechers. Dieser letzte Sinn verdient den wahren Namen Intention im Rahmen einer Theorie der Kommunizierbarkeit und stellt die höchste Errungenschaft unserer Diskursanalyse dar. Die Intention der Kommunizierbarkeit ist gleichsam der Pfeil des Diskurses, der nicht mehr auf den Sinn oder die Bedeutung gerichtet ist, also auf das, was man sagt oder auf das, wovon man spricht, sondern auf den, mit dem man spricht. Hier handelt es sich um die Intention der Anrede oder der Übermittlung.

Dies steckt bereits in der elementaren Definition, von welcher unsere Betrachtung ausging, daß nämlich der Sender dem Empfänger eine Nachricht schickt. Alle Bestimmungen dieser Definition spielen auf die Intention der Kommunikabilität an. Der erste Gewinn, den die Phänomenologie der Intention aus der Sprachanalyse zieht, besteht also in der Klärung und Ordnung ihrer verschiedenen Begriffe hinsichtlich ihrer Rolle im Diskurs selbst. Dergestalt antwortet die Sprachanalyse durch mehrere Intentionsbegriffe der Phänomenologie, die in gewissem Sinne die transzendente Begründung all dieser Begriffe liefert. Die transzendente Voraussetzung aller Intentionsformen hatten wir von Anfang an im Auge, als wir von der intentionalen Veräußerlichung des Ereignisses der Rede im Diskurs sprachen.

Der zweite Gewinn ist jedoch nicht geringer. Dank der Sprachanalyse, sagten wir, ist die Phänomenologie vor jeder Verwechslung mit der Psychologie sicher. Unsere Untersuchung hat nichts anderes als *linguistische Phänomenologie* in deutlicher Abgrenzung von psychologischer Phänomenologie betrieben. Der Abschied der Phänomenologie von der Psychologie hat es gerade möglich gemacht, den tatsächlichen Status mentaler Akte im Ablauf des Diskurses, ihren noetischen Status zu greifen. Das Noetische ist nach unserer früheren Bestimmung das

Psychische (oder das Mentale) in seiner Unterordnung unter das Semantische; deshalb konnte das Semantische den durchgängigen Leitfaden für die Analyse des Noetischen abgeben.

Die Anerkennung des Noetischen in seiner Verbindung mit dem Diskurs bildet den Abschluß der Betrachtung. Zwei Fragen tauchen an den Grenzen unserer Untersuchung noch auf: wieviel geht in Wahrheit vom Leben eines Subjektes in die Kommunikation ein und was verschließt sich von grundauf jeder Mitteilung? Die beiden Fragen und die entsprechenden Antworten gehören zusammen so wie das Sagbare und der Grund des Unsagbaren zusammen gehören, vor dem das Sagbare sich erst abhebt.

Das, was im wesentlichen durch den Diskurs vermittelbar ist, beschränkt sich auf das *Noetische*, d. h. jenen intentionalen Teil des Lebens, den ein Logos auszudrücken vermag, der sich „sagen“ läßt in der ganzen Spannweite des Sinnes und im Dienste des sui-referentiellen, selbstbezüglichen Charakters des Diskurses. Im gleichen Zuge jedoch ist anzuerkennen, daß das Unmitteilbare das *Psychische* als solches ist, d. h. jener nicht intentionale Teil des Lebens, wo das Erlebte sich mit sich selbst zusammenschließt in einer Reihe von durch die Zeit kontinuierlich verknüpften Ereignissen, die ein und derselben Folge, ein und demselben geschlossenen Bereich angehören. Das Psychische ist, in einem Wort, die Einsamkeit des Lebens, die vom Wunder des Diskurses hilfreich unterbrochen wird.